

Benedict Schubert  
Predigttext: Ps 137 (in der Vertonung durch Franz Liszt)

---

## Jerusalem! Jerusalem!

Franz Liszt (1811-1886): Psalm 137 (1859)  
(für Sopran & Frauenchor, Harfe, Violine & Orgel)

*An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten,  
wenn wir an Zion gedachten.*

*Unsere Harfen hingen wir  
an die Weiden, die darinnen sind.  
Denn dort hießen uns singen, die uns gefangen hielten,  
und in unserm Heulen fröhlich sein:  
»Des Zions Lieder! Singet uns doch eins!«*

*Wie sollen wir in fremdem Lande  
das Lied des HERRN singen?*

*Jerusalem, Jerusalem, Jerusalem,  
Vergesse ich dein,  
so werde meiner Rechten vergessen.*

*Jerusalem, meine Zunge verdorre,  
wenn ich deiner vergesse,  
Jerusalem, Jerusalem!*

Jerusalem! Jerusalem! – Stadt Gottes, Ort des Heimwehs, das aber nicht nur meint, was einmal war, sondern tiefste Sehnsucht ist nach dem, was kommen soll:

Die Welt soll ein Ort des Friedens sein. Der Mensch sei für den Menschen nicht mehr ein reissender Wolf oder ein Sklaventreiber, nicht mehr ein Verfolger und Verwüster. Sondern der Tischnachbar beim grossen Festmahl, die Freundin und Schwester, die mich versteht, der Helfer und die

Trösterin, eine, die mit mir das Leid trägt, einer, der begeistert meine Freude verdoppelt.

Jerusalem! Jerusalem! Dort ist die Wirklichkeit.

Doch hier in Babel fliesst das Wasser und die Tränen. Das Haus Gottes war zerstört. Die Mauern geschleift, das Allerheiligste entweiht. Der dunkle Raum der geheimnisvollen Gegenwart des Ewigen aufgebrochen. Wo die Gläubigen hatten hoffen dürfen, sie kämen ganz dicht an die Erfüllung ihrer wildesten Wünsche heran, lagen nur noch herausgebrochene Mauersteine, von streunenden Hunden verdeckt.

Ein grosser Teil der Bevölkerung war von den babylonischen Eroberern ins Zweistromland verschleppt worden. Gefangen waren alle, von denen die Sieger auch nur vermuteten, sie könnten an einer zu langen Leine gefährlich werden. Die Besiegten sollten sich möglichst anpassen an das Leben in Babylon. Sie sollten den irritierenden Gott vergessen, der immer wieder Machtsysteme aufbricht, wenn in ihnen zu lange die einen von den anderen ausgenutzt und unterdrückt werden. Israel sollte sich einfügen in eine Welt, in der Ordnung herrscht, weil klar ist: „Wer befiehlt, befehlt; und wer nicht befiehlt, gehorcht.“ Die einen haben das Sagen, die andern sollen zuhören und ausführen, was ihnen gesagt wurde.

Nicht alle Kinder Israels erlebten das als Strafe. Manche waren beeindruckt vom Reichtum, von der strahlenden Selbstverständlichkeit, mit der Babylon herrschte. Etliche versprachen sich Aufstieg und Erfolg durch Anpassung und jene Art von Kompromissen, deren Fäule einem je länger je weniger in die Nase sticht. Und sie schauten mit Bewunderung und einem gewissen Neid auf die Arrivierten. Ein paar wenige hatten es nämlich geschafft: sie hatten sich hochgedient. Sie trugen mit einem gewinnenden Lächeln zur Schau, was sie sich leisten konnten: die teuren Stoffe mit modischem Design, ein eigenes Haus nahe am Zentrum der Macht, im Vorgarten eine kunstvoll gehauene Statue von Marduk. Sie waren in Babel angekommen und berichteten stolz, viele glaubten schon nicht mehr, dass sie Juden seien.

Jerusalem! Jerusalem!

Aber es gab diejenigen, die sich die Erinnerung an das Heiligtum nicht weichspülen liessen. Sie hielten an der Sehnsucht fest nach dem Gott, der nicht nur einmal gewesen war, sondern ist und kommt. Sie wollten sich nicht auf Gottheiten verlassen, die nur bestätigen und sichern, was ist,

sondern auf den Ewigen vertrauen, der das dunkle, schwere Frühere vergessen lässt und Neues schafft: Leben und Fülle, Licht und Liebe.

Den Tempel hatten sie verloren. Es blieben ihnen nur Versammlungsorte am Fluss neben den Waschfrauen und den badenden Kindern. Dort kamen sie zusammen und pflegten die Erinnerung. „Pflegen“ ist dabei ganz wörtlich zu nehmen: sie erzählten sich die Geschichten ihres Volks, wiederholten sie noch und noch. Sie priesen den Ewigen als souveränen Schöpfer und Herrn der Geschichte. Sie repetierten, was sie von Gottes lebensstiftender Weisung hatten behalten können. Sie ordneten ihre Zeit, entdeckten den Wert des Sabbats als unterscheidendes Merkmal ihrer Identität neu. Sie sahen ihr Glück nicht in der Anpassung an die herrschenden Umstände, sondern in der Treue zum Wort Gottes.

Nur singen mochten sie nicht mehr. Sie spielten nicht mehr auf der Harfe, dem Instrument ihres grossen Königs David. Sie hängten ihre Leiern und Flöten, die Pauken und Zimbeln in die Bäume. Sie überliessen es dem Wind, den Instrumenten vielleicht noch zufällige Töne zu entlocken. Und ausser Klageliedern blieben ihnen alle Gesänge im Hals stecken.

Jerusalem! Jerusalem!

Und nun kommen die Sieger. Sie finden die wehmütige Folklore der Juden eigentlich schön. Das hat doch etwas Berührendes, wie die singen! Ich krieg grad Gänsehaut, wenn ich diese Melodien höre. Und während sie im Vorbeigehen ein Stückchen Schafskäse in den Mund schieben, rufen sie der Gruppe der Verschleppten zu: „Ihr habt doch so wonnig traurige Lieder, da wird einem ganz anders. Singt doch eines von denen!“

Sehnsucht wird zur pittoresken Folklore. Das Leiden der in die Fremde Getriebenen, der Entwurzelten und Ausgebrannten wird zum Produkt für Konsumentinnen und Konsumenten, die Lust haben auf etwas Anderes. Das traurige Fremde soll der musikalischen Berieselung dienen, weil es das Ambiente irgendwie reizvoll und irgendwie schön macht.

Jerusalem! Jerusalem!

Kein Wunder, endet der Psalm im Aufruhr. Der Psalmsängerin ist ihre Erinnerung an die Stadt Gottes lieb und teuer. Sie braucht sie – denn wenn sie vergessen würde, wofür Jerusalem steht, würde sie sich selbst verlieren. Sie würde ausgehöhlt und schliesslich in sich zerfallen.

Doch nun soll sogar diese kostbare Erinnerung vom babylonischen Moloch einverleibt werden. Nun wollen die Sieger sogar Zugriff auf ihre Hoffnung, auf ihren Glauben, wollen sogar den verwandeln in musikalisches Deko-Material zur Verkaufsförderung im Supermarkt.

Franz Liszt hat den Schluss des Psalms nicht vertont. Peter Spangenberg hat ihn in seiner Übertragung tiefgreifend verändert. Als Gemeinde haben wir den Anfang des Wutausbruchs im Lied gesungen, doch auch hier habe ich die fünfte Strophe weggelassen, die die beiden letzten Psalmverse aufnimmt. Wir können die nicht singen. Auch wenn ich sie Euch jetzt zumute, lese ich sie absichtlich in der Lutherbibel von 1912. Ich will mir und Euch den Text sprachlich ein wenig vom Leib halten:

*Du verstörte Tochter Babel, wohl dem, der dir vergilt, wie du uns getan hast. Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an dem Stein!*

Bis aufs Blut haben die Sieger die Verlierer gereizt. Wir können nur hoffen, dass die Verschleppten es beim Wunsch bewenden liessen. Der verbale Gewaltakt ist schlimm genug, es wäre fatal, wenn sie sich dann auch handfest zum Terrorismus gegenüber den Kindern Babels hätten hinreisen lassen. Der Zorn macht sie blind, sie überlassen sich dem Hass und darin vergessen sie Jerusalem. Sie denken nicht mehr daran, dass von dort eine andere Weisung ausgeht. Der Kern dessen, was der Ewige erwartet, ist: *Ihr sollt heilig sein, denn ich, der HERR euer Gott, bin heilig!* (Lev 19,2) Was bedeutet: *Du sollst nicht Rache üben..., sondern du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.* (V.18)

Der Wutausbruch am Ende von Psalm 137 ist nachvollziehbar, aber damit nicht zu rechtfertigen. Es ist gut, dass er in der Bibel steht, weil er uns eine deutliche Warnung ist. Der Psalm zeigt, wohin es führen kann, wenn das zum Gegenstand des Spottes wird, was Menschen heilig ist. Dennoch sollen wir es nicht singen. Franz Liszt hat Recht daran getan, dass er für die Sängerin diesen Zornestext nicht vertont, sondern nur die Sehnsucht, denn sie hat es mit dem Leben zu tun.

Jerusalem! Jerusalem!

Liebe Gemeinde, ich höre die Solo-Stimme, die den Text vorgibt – und stelle mir vor, wie dann, wenn der Chor einfällt, viele andere mit einstimmen:

Zuerst das jüdische Volk durch die Jahrhunderte. Nach der babylonischen Gefangenschaft durfte es zwar heimkehren, doch der wiederaufgebaute Tempel wurde schliesslich erneut zerstört, diesmal vom römischen Imperium – und es folgten Jahrhunderte von Exil und Zerstreung, von Verachtung, Vertreibung, Verfolgung.

Eingestimmt haben später die aus Afrika auf die Zuckerplantagen in der Karibik verschleppten Sklaven: At the rivers ob Babylon sassen auch sie weinend, und die Musikindustrie hat ihr Lied zu einer Aufforderung zum Discotanz pervertiert.

Einstimmen werden auch viele unserer Schwestern und Brüder: Christinnen im Osten der Türkei, Christen in Pakistan, Gemeinden im Irak, Kirchen in Indonesien, Geschwister in Nordnigeria oder in Ägypten.

Alle, Juden, Christinnen, Muslimas, Hindus – welchen Glaubens jemand auch sei: wem immer das Recht verweigert wird, seinen Glauben in Freiheit und Würde zu bekennen und gemeinsam mit anderen zu feiern, wird sich die Worte zu eigen machen können, die Gillian Macdonald gesungen hat. Die wegen ihres Glauben gedemütigt werden, sollen den Text als ihren Text ins Herz und in den klagenden Mund nehmen, den eine unbekannte Hand vor gut zweieinhalb Jahrtausenden irgendwo am Ufer des Euftrat niedergeschrieben hat.

Jerusalem! Jerusalem!

Die Frauen der Peterskantorei haben an unserer statt gesungen. Jerusalem ist der Ort meiner, Deiner Sehnsucht. Der Kloss im Hals beim Zuhören, die Träne im Augenwinkel – Psalm 137 gehört auch Dir und mir, ist uns zusammen mit den anderen Psalmen geschenkt, damit wir Worte haben für unser Unbehagen, für das Wissen, dass noch nicht alles in Ordnung ist, alles noch nicht in Ordnung. Wir warten noch auf die Gerechtigkeit. Wir warten noch auf den Frieden. Wir sind noch nicht da, wo es gut ist.

Aber immer zusammen als solche, die darauf vertrauen: wir dürfen Gott anrufen. Er hat einst alles gut gemacht. Er wird Wege finden, damit alles wieder gut wird. Und uns nimmt er auf diese Wege mit – bis in die „Stadt des Friedens“, nach Jerusalem.